

Rike Scheffler
bergen (2020)

Ausgehend von Kirsten Reeses körperlichen, unruhig zirkulierenden Fairlight CMI Klangflächen, entwickelte ich mit *bergen* einen Gedichtzyklus, der gleich ihren Synthesizer Sounds seine semantischen und sprachlich-stilistischen Dringlichkeitsstufen sprunghaft erhöht. Der Text selbst, (seine) Sprache, fungiert für mich hierbei als eine Art Zeitkapsel.

Inspiziert von post-humanistischen Denker*innen wie Scott Gilbert, Donna Haraway, Ursula K. Le Guin, Fred Moten und Anna L. Tsings, schreibt sich *bergen* aus einer ungewissen, potenziell-zukünftigen Gegenwart hinein in eine noch ungewissere Zukunft: In einer Zeit, in der humane und nicht-humane Entitäten gemeinsam in symbiotischen Koexistenzen leben, Globalisierung und Technologisierung der Welt weit vorangeschritten sind, und die fatalen klimatischen Konsequenzen menschlichen Handelns offen zu Tage treten, bemüht sich ein lyrisches, menschliches(?) Ich, einen nicht genauer definierten, drohenden Untergang durch die Beschreibung und Sammlung aller ihm (subjektiv) wichtig erscheinenden terrestrischen Lebenswelten und Lebensweisen abzuwenden. Die Flucht in den (mentalen) sprachlichen Raum, seine zunehmend hastige Archivierung, kann hierbei als eigensinniger Akt des Widerstandes, oder auch als Versuch einer Dokumentation verstanden werden, um ähnliche Situationen in noch fernerer Zukunft verhindern zu können.

Die Zwillingstücke *bergen - Radius* von Kirsten Reese und mir sind meiner Ansicht nach sowohl in ihrer Genese und Arbeitsweise als auch in ihren konkreten Musik-Wort-Beziehungen selbst ein Beispiel für die futuristisch-flechtenhaften Koexistenzen, wie ich sie in meinen Gedichten beschreibe. Ebenso wie Reese interessiert auch mich die Materialität meines Mediums, in meinem Fall also: Sprachen in ihrem kommunikativen, funktionalen, medialen und kulturellen Kontext, in ihrem tatsächlichen, lebensweltlich verankerten Gebrauch.

Fragen, die ich darüber hinaus in meinen derzeitigen Arbeiten verhandelt sehe, lauten u.a.:

1. Inwieweit ist sprachliche Handlung auch eine Handlung außerhalb des Textes?
2. Inwieweit kann Sprache/Text eine Realität einfangen, schützen oder gar herbeischreiben?
3. Wer spricht (wie über wen) im Text, wer hat die Deutungshoheit? (Wer ordnet also die Welten, auf welche Weise und anhand von welchen sprachlichen Strukturen? Und wer oder was wird dabei evtl. nicht gesehen/bedacht?)

Sowohl mir als Autor*in als auch meinem lyrischen Ich in *bergen* ist hierbei bewusst, dass jedes Archiv der Menschheit qua Natur des Menschen, seiner Unfähigkeit, alles — oder auch nur sich selbst — zu überblicken, fragmentarisch bleiben muss. Dennoch streben das lyrische Ich und ich in den Gedichten nach einer Welt, in der Menschen anthropozentristische Tendenzen überwinden, und sich einfinden in ein Leben mit und neben anderen Arten, quer und queer zu, und auch unabhängig von biologischer Verwandtschaft, (konstruierten) Gruppenzugehörigkeiten.

Zentral scheint mir in *bergen* außerdem das Verhältnis von einerseits konkreter Handlungsaufforderung des lyrischen Ichs zu neuem, nachhaltigem, intersektionalem und weitsichtig-weicherem Sein (ganz im Sinne von D. Haraways *being-with*, vgl. *Staying with the Trouble* (c) 2016), andererseits aber auch der Aufruf zur Veränderung bestimmter (für den Planeten und das Überleben destruktiver) menschlicher Handlungen, sowie die

Auseinandersetzung mit dem (eigenen) als „helfend“ daherkommenden, gleichermaßen aber auch übergriffigen Wirken.

Um über dieses Spannungsverhältnis, und besonders über letztere Arten von Handlungen zu reflektieren, wählte ich als Zyklus-Titel das vieldeutige kleine Verb „bergen“, da ich in dessen vielschichtigen Bedeutungsfeldern (von „retten“/„(sich) in Sicherheit bringen“/„(be)schützen“ bis hin zu „verdecken“/„verhüllen“/„in sich aufnehmen“/„enthalten“/„abschirmen“/„umfassen“/„umschließen“ u.v.m) eben erwähnte problematischen Tendenzen (von zärtlich-fürsorglich bis hin zu anmaßend-übergriffig-gewaltvoll-missionierend) sprachlich manifestiert sehe.

Von diesem Standpunkt aus beeindruckt mich die Negation als sprachliche Eigenheit, die Nicht-Handlung als (schwebende) Handlung, Fragen wie: Ist etwas zu unterlassen bspw. eine Handlung? Ist es möglich, etwas zu „un-tun“ (wie im Englischen z.B. mit dem Verb „to un-do“), kann je irgendetwas un-geschehen (gemacht werden)? Ist das Wortmaterial einmal in der menschlichen Vorstellung aufgerufen, ist es bekannterweise (gleich des berühmten Elefanten) „mit im (Vorstellungs-)Raum“, selbst, wenn ich ihm eine Verneinung voranstelle.

Menschliche Artefakte und menschliches Wirken im Sinne von „Hand-Anlegen“ bedeuten in meiner Arbeit also durchaus etwas ein wenig Anderes als für Kirsten Reese in *Radius*.

Ohne ihn am Ende zu anthropomorphisieren, ist für mich als Lyriker*in auch immer das „Verhalten“/die „Natur“ des Textes selbst faszinierend: Der *bergen* Zyklus „handelt“ für mich z.B. insofern auch „menschlich“, da er selbst zur bergenden Instanz wird (samt der oben genannten Chancen und Komplikationen). Gleichzeitig wuchert und wächst der Text zunehmend, möglicherweise wie die mehr-als-menschlichen Agent*innen und pflanzlichen Organismen des Planeten Erde, über das Menschliche hinweg — und lässt die Grenzen zwischen Mensch, Maschine, Text und Natur weiter verschwimmen.

In *bergen* zitiert werden Zeilen aus:

Yevgeniy Breygers Gedichtzyklus *Königreiche*, erscheinend in seinem Gedichtband *Gestohlene Luft* — (c) kookbooks Herbst 2020, Eric Ellingsens bisher unveröffentlichem Gedicht *Lines that arrive out of nowhere for LP* (frei übersetzt ins Dt. von mir, R.S.), Sapphos Fragment Nr. 145 aus: *If not, Winter. Fragments of Sappho*. (Übersetzung ins Englische v. Anne Carson — (c) Virago Press 2003), sowie aus Judith Schalanskys *Verzeichnis einiger Verluste* — (c) Suhrkamp 2018.